

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Friedrich von Sonnenburg

Friedrich <von Sonnenburg>

Innsbruck, 1878

III. Sprache und Stil

III.

Sprache und Stil.

Dem Sonnenburger eigen sind folgende Ausdrücke:

- I, 135 schade adv.
- II, 6 sich morgen.
 - 16 hellestric, triegel Betrüger.
 - 17 vellesal, êrenschûr.
 - 19 schandenspiegel.
 - 25 aller guoten tât verkîus.
 - 26 rehtverkêre.
 - 27 dienstblôz adj., friuntverlius.
 - 29 sinnelîn.
- III, 9 wuocherboum.
 - 12 balsemrebe.
- IV, 21 gotes garte (Welt).
 - 22 wundersât.
 - 35 geopfern.
 - 249 zûberwîn.
 - 389 ôrenslüpfel.
 - 394 tritelfuoz.
 - 396 bretervelt.
 - 421 holderboum.
 - 434 frûhterîch.
 - 438 êrenboum.
 - 443 undinge = ungedinge.

Ausserdem verzeichne ich noch einige andere, die nicht häufig belegt sind oder vom Dichter in ungewöhnlicher Bedeutung gebraucht sind:

erwelken I, 52; lügevaz II, 15; lastermåse II, 107; êrenleit III, 2; reit bereit III, 17; hüge Andenken III, 28; volzieren IV, 23; vorbedachtekeit IV, 99; hêren intr. IV, 133; liniere IV, 138; schallichen IV, 143; walt gewalt IV, 195; kezzelkrût, spîsebrôt IV, 249; ungefuokeit IV, 353; ôrendruosel IV, 385; vederlesen IV, 393; barme Barmherzigkeit IV, 398; verschupfen IV, 378.

Den Gegensatz hiezu bilden die zahlreichen formelhaften Ausdrücke, die zum grossen Theile Gemeingut dieser Art von Dichtern sind.

Vor Besprechung derselben sollen aber andere stilistische Eigentümlichkeiten Erwähnung finden.

Allitteration begegnet häufig, ob sie aber bei allen Fällen eine beabsichtigte sei, ist zweifelhaft: ir helfet helde erstigen, wis manlich, milte, minne zuht I, 58, 59, sô man in siht gunminnet und unmaeren I, 76, Swer giht, die guot den gernden geben I, 97, s. 129, fünf sinne, saelde, sêle unt lip I, 137, dû lecker, loter, boesewiht I, 175, daz tete got, wan got was guot, haet got gein got iht mê gegert I, 187, 189, unt haete ich hübschen habedanc I, 199, unt tuot in schelten wîp bi wine baz I, 203, Swelch hêre wil, daz man in lobe, der lebe ouch lobelichen, sî manlich, milt und offenbâr getriuwe unt gar geminne II, 57–59, rehtes munt, gerihtes hant III, 5, sîniu werc unt sîniu wort IV, 5, waz waere liep, waz waere leit IV, 19, gehoehet unt gehêret IV, 106, undiete got künste niht gan IV, 175, diu frouwe frôuwet unt unfrôuwet maneger muoter kint IV, 197, triuwe unt wârheit lasters meil ich waene nie gewan IV, 217, künic von Rôme Ruodolf, künftec keiser offenbâr IV, 281, Walhen, Winden IV, 290, der edele man der tar sîn guot durch got der rehten künste geben IV, 323, frâget, waz den werden wîsen werdeclichen an iu behage IV, 362, Ūz einem worte wuohs ein got, der ie gewesen was IV, 409, er rilich rêret rîche frucht IV, 444. Gern allitteriert ein Substantiv und das dazu gehörige Adjektiv oder der abhängige Genitiv: hêrren hulde I, 172, verschamter schandenspiegel II, 19, hōhsten frōuden hort IV, 6, dîner wîsheit wunderwerc IV, 81, der welte wirdekeit IV, 220, hōhe hêrren IV, 345, milten muot IV, 349, rehten rât IV, 381, schanden schûr IV, 443, verschamten schalke IV, 491 u. a.

Aehnliche Wirkung erzielt der Dichter durch die Verbindung von Worten gleichen Stammes, doch geht er hierin nicht zu weit

wie andere: hilf uns, daz wir iemer sîn mit den gefröuten frô I, 6, wie sol der räten êren rât I, 45, klim an die hoehe, hôhiu fruht I, 57, geloben mit lobe waeren I, 74, des got bat got durch got nâch gotes gebete I, 192, Ich sunge gerne hübschen sanc I, 193, bint dînen willen in solhez bant II, 11, ûz allem sîn ein sinnelîn kanstû dich baz versinnen II, 29, sîn lop daz wil ich willeclîch ûz reinem sinne singen II, 102, dû zarter gotes garte, in dem got wunder wonders hât gewundert und erbûwen manec tiure wundersât IV, 21, in êweclicher êwekeit IV, 47, die endelösen wite, diu ouch ende nie gewan IV, 113, vergip dem sûnder sündec leben IV, 132, ansihteliche wol ansach IV, 306, dû bist guot und alsô guot, daz dîner gûete ist niht gelich.

Als Bindemittel für zusammen gehörige Sätze dient zuweilen Wiederholung des Wortes, zum Beispiel: don schiet er ûz kein leben — sît daz er nieman ûz beschiet I, 151, allen meistaeren schrîbet er — er schrîbet in IV, 294, sît daz er got behaget — und als er gote behagete IV, 302.

Besonders liebt es der Dichter betonte Worte, die meist das Thema der Strophe bilden, an die Spitze des Verses zu stellen und sie so zu wiederholen: IV, 19 beginnt beinahe jeder Vers mit triuwe unt wârheit, IV, 34 daz alter, IV, 38 guot, IV, 40 Abgunst und untriwe, IV, 20 milte, IV, 18 welt und häufig; auch im Innern der Verse ist es der Fall, zum Beispiel IV, 13.

Ein ganzer Satz kehrt mit Variation wieder I, 3, wo über Rathgeber gehandelt ist: der zimt ze râte wol — der selbe wol ze râte zimt.

Solche Erscheinungen darf man aber nicht als Notbehelfe, um Lücken zu füllen, ansehen; sie sind der Spruchpoesie, besonders der belehrenden, im Allgemeinen eigen, und es soll damit Klarheit und Eindringlichkeit erreicht werden.

Dasselbe Wort erscheint auch häufig in verschiedenem Kasus: I, 5 dîn schoene ob aller schoene schein, I, 9 dû alles heiles überheil, I, 203 wie kûm sich liep von liebe schiet, III, 18 mit rîcher kûneges werdekeit der kûnec von Bêhein dâ gewan, IV, 17 gar alle gotes heiligen hât got ûz dir genomen, IV, 143 sîn lop vor maneges fürsten lobe, IV, 314 die schande unt dar zuo schanden rât.

Zu erwähnen sind auch Häufungen wie: IV, 9 von der, ûz

der, mit der gezieret unt gekleit, IV, 39 enheine stunde, naht noch tac, noch niemer enheine zit, IV, 85 Man hât, man sol und ich wil gern, Maria, prisen dich, VI, 114 umb und umbe alumbe.

In grosser Zahl sind formelhafte Ausdrücke vertreten, zweigliedrige: sîn bet unt sîniu wort I, 25, den sünden noch den schanden I, 48 s. 124; II, 84, IV, 374, wirde und ère I, 56, ère unt guot I, 64, manlich, milt II, 59, heime und ûzen II, 66, muot unt sin II, 76, nôt und arebeite II, 87, âne valsch und âne meil II, 109, âne valsch und âne wanc IV, 138, gabe unt guotes IV, 161, weder ê noch sint IV, 199, ze schaden unt ze fromen IV, 204, lieben unde leiden IV, 214, armen unde richen IV, 222, wît unt breit IV, 224, 327, lop und ère IV, 274, 490, ze nutze und âne vâr IV, 283, pfaffen, leien IV, 290, verre unde wît IV, 292, gebot unt gebete IV, 294, frô unt vil gemeit IV, 318, frouwen unde mannen IV, 337, die jungen unt die alten IV, 346, 361, naht unt tage IV, 363, lère unt rât IV, 381, getriegen noch geliegen IV, 386, haz unt nît IV, 408, kumest unde verest IV, 455, sêle unt libe IV, 469 u. a.; dazu gehören auch: mit wârheit sunder spot I, 30. s. IV, 410, gein frecheit sunder zorn I, 62, in èren sunder schande I, 86, âne loughen I, 106, ân alle schande III, 24, âne schamen I, 147, hiut und iemer IV, 49, diz sunge ich allez und ouch mê I, 205; Formelhaft ist auch der Satz: als er wolde II, 47.

Die häufige Anwendung solcher Ausdrücke lässt uns in dem Sonnenburger wieder den Fahrenden erkennen; denn die Spielmannsdichtung liebt es vorzüglich sich in Formeln zu bewegen, ihr kommt auch eine gewisse Wortarmut zu, wir finden zum Beispiel Adjective und Substantive, die sich in diesen Gedichten beständig wiederholen. Und davon ist auch unser Dichter nicht freizusprechen; liest man seine Strophen nach einander durch, so fühlt man sich bei der Wiederkehr derselben Worte ordentlich gelangweilt; solche sind: hõch, edel, rîch, wert, verschamt, arc, boese u. a., von Substantiven kommt unter andern „werdekeit“ als Ausdruck des innern Wertes oder äusseren Ansehens unzählige Male vor. In Verbindung damit steht auch die merkliche Reimarmut; von den vielen konstant auftretenden Verbindungen führe ich nur an muot: guot: tuot, je einmal reimt huot (IV, 42) darauf, ausser diesen findet sich auf uo noch geruochet: suochet und suo-

chen: fluochen; geben: leben: streben, sol: wol: vol, lande: schande, wil: vil: spil, bist: list: ist, wern: gern, kint: sint, geborn: verlorn: versworn; bequem zu verwenden sind Bildungen mit -heit, -keit, die meist mit breit, leit, treit reimen, und im Nothfalle scheut sich unser Dichter auch nicht vor dem Gebrauch eines Wortes der Vulgärsprache wie reit (III, 17). Sogar ferner liegende Sprachformen werden dann von ihm herangezogen, um einen entsprechenden Reim zu erhalten; so lesen wir IV, 27 neben stât auch steit, während er doch sonst selbst stêt an solcher Stelle meidet.

Höheren Flug gewinnt seine Darstellung, wenn er sich von dem zu behandelnden Stoffe erwärmt fühlt; da begegnet uns gewählter Ausdruck, der nicht selten durch Neubildung oder Verwendung ungewöhnlicher Worte zu erreichen gesucht wird, und zwar ist dies der Fall in religiösen Sprüchen, zumeist aber beim Lob milder Fürsten und Herren. Aehnliche Beobachtung können wir auch bei anderen Dichtern machen, und die Erklärung hiefür ist nicht schwer: reiche Gabe musste den armen Fahrenden vor Allem begeistern und dazu mochte noch kommen, dass jeder den andern im Preise des Gebers überbieten wollte in dem Bewusstsein, dass derselbe ein ander Mal zur Belohnung nur noch freigebiger schenken werde. Den Gegensatz zu derartigen Strophen bilden jene, in welchen Erbitterung und Entrüstung das Wort führt, und doch haben sie mit ersteren die Originalität der Sprache gemeinsam, es ist Spott und Schimpf, der in der erdenklich herbsten Weise zum Ausdruck gebracht werden soll, und in der That zeigt der Sonnenburger auch hierin eine ganz bedeutende Erfindungsgabe.)

Zum Schlusse dieser kurzen Charakterisierung der Sprache, worüber sich bei anderen Gelegenheiten noch Manches sagen lässt, sei noch erwähnt, dass sich einmal eine Art Wortspiel findet, nämlich IV, 443, wo es von dem von Rifenberc heisst: der schanden schûr, der schanden rîf, kein undinge in krenken mac. Wortspielerei ist es, wenn I, 12 got bald als Gott Vater, bald als Gott Sohn oder hl. Geist aufzufassen ist. Oxymora sind zum Beispiel IV, 65, 66 der endelösen hoehe ein dach; der grundelösen tiefe ein bodem.

Die Strophen unseres Dichters sind grossentheils belehrend, darauf bezieht sich auch das Bild in der Pariser Handschrift, worin

er zwei Knaben, die ihn umgeben, liebkoset; wie ein Lehrer stellt sich der Sonnenburger seinem Publikum gegenüber oder vielmehr über dasselbe; er nennt die Fahrenden und damit sich selbst „weise“ (I, 101) und offen gesteht er I, 200: ich haete ouch wîsen sin.

Von diesem Selbstbewusstsein zeigen auch Ausdrücke wie: hie bî sô weiz ich daz (IV, 310), daz ist wâr (IV, 213), ich waene (IV, 149), als ich iu sage (IV, 303); wenn er Rath ertheilt, sagt er: ich râte dir (II, 35), soll derselbe eindringlicher sein: nû merke (I, 33), wol merke (I, 63), diz merke lügenaere (II, 17), der merke mînen rât (IV, 256).

Um die Steigerung mehr hervortreten zu lassen dient merket mère I, 134, wo gesagt wird, dass Gott nicht nur den Christen, Juden und Heiden gebe, sondern auch dem Ketzer; ähnlichen Zweck hat I, 125 nû wizzet daz; IV, 55 weist der Dichter auf das vierte Gebot: einvaltec mensche, hoere mir; den Menschen mahnt er an die Vergänglichkeit seines Lebens und an das Jenseits: Gedenke, mensche, waz dû bist IV, 181; zum Verläuuder sagt er: Ich sage dir, ôren slüpfel IV, 389; häufig finden wir: sich I, 17; seht IV, 353; auf das Weltendeweisend: ir leien seht iuch für IV, 457; seht, wie die pfaffen algemeine werbent umbe guot IV, 461, wo er mit dem Finger gleichsam auf sie zeigt. Die letzte Ermahnung begleiten die Worte: noch volge mir, geselle, friunt IV, 396; IV, 31 râth er Jungen und Alten sich an das Urtheil der „werden wîsen“ zu halten, die Lehre scheint aber nicht befolgt worden zu sein, denn IV, 32 enthält eine Klage, dass man seinen Rath so gering anschlage: mîn rât si dunket gar ein wiht, sam er ze niht entûge.

Zur Bekräftigung der Aussage wird auch Gott zum Zeugen angerufen: an got sô zinge ich daz I, 104, des sî got mîn urkûnde I, 118, oder Berufung auf Andere findet statt: IV, 210 die Welt wird immer schlechter, hoer ich die wîsen liute sagen, IV, 350 sô hoere ich sagen die wîsen; die Milde hat in Gott ihren Ursprung, hoer ich an manegen buochen lesen IV, 230; in Sprüchen religiösen Inhalts: sô lêrt der kûnec Dâvit IV, 25, uns zei- get der geloube IV, 97; auch bei Erzählung historischer Begebenheiten: ich hôrte des bâbes brieve lesen IV, 277, alsô der Brûnecker uns jach IV, 305. Die Beziehung auf „weise“ Leute, auf Bücher ist geradezu charakteristisch, der Fahrende will sich als

gelehrten, erfahrenen Mann repräsentieren und gelegentlich steht er auch nicht an dies offen zu bekennen; in diesem Sinne nennt er sich auch zuweilen Meister oder legt anderen Genossen diesen Titel bei (IV, 252). Dem ritterlichen Geiste entspricht es hingegen mehr sich auf die besten zu berufen und sich selbst als „tump“ zu bekennen, ist ja das Ideal des Rittertums ein ganz anderes. Während der höfische Sänger den feinen Anstand wahren muss und seinem Groll oder Ingrimm nicht durch harten Fluch und heftige Schelte Luft machen darf, so nehmen sich die anderen kein Blatt vor den Mund und lassen sich in ihrer Rede ungezügelt gehen. Unser Dichter entschuldigt dies, dass er sich nicht höfisch benehme und nicht höfischen Sang singe, damit, dass er dafür nicht höfischen Habedank erhalte, und die jungen Herren mehr daran Gefallen finden die Frauen beim Weine zu schelten. Sie sangen eben um Gabe; wurde ihnen solche zu Theil, war auch ihr Gebahren entsprechend; ward aber ihre Hoffnung getäuscht, so kehrten sie die rauhe und grobe Seite hervor. Oft mochten sie bittere Erfahrungen gemacht haben und Gereiztheit, herbe Satyre konnte in Folge dessen selbst zur dauernden Eigenschaft werden.

Solche Enttäuschungen waren auch dem Sonnenburger nicht fremd, nicht immer hatte er sich gastlicher Aufnahme zu erfreuen und sein Sang fand zuweilen nicht die gewünschte Entlohnung, auch fehlte es nicht an Anfeindungen: all' das erbitterte ihn mehr und mehr, und der Unmuth darüber äussert sich oft genug in seinen Sprüchen.

In ziemlich ruhigem Tone noch widerlegt er in den Strophen I, 7—10 die Anschuldigungen gegen die „gernden“, äusserst heftig ist aber II, 2, worin einem Lügner eine derbe Lection ertheilt wird; wir haben so zu sagen ein gereimtes Schimpfnamenregister vor uns, mit einer ganzen Fluth der ärgsten Ausdrücke wird derselbe überschüttet: lügevaz, hellestric, vellesal, schandenspiegel... Von solchen Leuten musste er oft zu leiden gehabt haben. IV, 385 fragt er: nû sag an ôren druosel, wanne fülstû dînen sac? und str. IV, 13 fordert er, dass die unverschämten Lügner ferne gehalten werden: waer ich ein fürste, der mich lopte, den wolde ich heizen wern. Der Vorwurf, dass die Kunst nicht geehrt werde, ist häufig: IV, 166 man gît unkünste baz wan kunst, daz muoz mir missehagen, IV, 157 waz sol mir rîchiu kunst, sint ich der

saelde niht enhân. Das bewog den Dichter auch die hohe Würde der rechten Kunst darzulegen (str. IV, 15). Den Zagen, welche die Erde vor Sünde und Schande nicht tragen sollte, kann er in allen Landen gar nicht mehr ausweichen (str. II, 6). Sogar das Ja eines Königs hat ihn betrogen (str. IV, 23), und alle, die er mit reichen Sprüchen angelogen hatte, gaben ihm dafür doch Nichts; er klagt daher: IV, 449 guot, bi den biderben, milten armen dà wiltû niht sîn. Und die Schlechtigkeit der Welt, die von Tag zu Tag immer grösser wird, lässt den Gedanken an den nahenden Sühnetag erwachen.

Wenn in diesen und ähnlichen Strophen eine erregte und scharfe Sprache bemerkbar ist, ist es begreiflich. Hie und da blickt auch Ironie durch, der Ohrenrauner wird mit „geselle, friunt“ (IV, 396) angesprochen und spöttisch ist in str. IV, 21, wo über schlechte Bewirtung gescholten wird, die Bemerkung: dà muoz ich adel spehen.

Ist der Dichter in heftiger Gemütsbewegung, so wendet er sich meist direct an seine Personen, auch sonst in belehrenden Sprüchen. Zuweilen ist ein Theil allgemein gehalten und erst im Verlaufe oder am Ende wird das Publikum oder bestimmte Leute angesprochen. Lebhaft und beweglich wird die Darstellung, indem er Andere redend einführt. So lässt er str. I, 11 den Prediger eine kurze Predigt halten, auf welche er denselben dann anfährt: dû lecker, loter, boesewiht, dû schalc, in sîner predege sprach nû unsers hêrren munt. Dadurch wird mehr erreicht, als wenn der Kontrast zwischen dem Gebahren des Geistlichen auf der Kanzel und seinem sonstigen Lebenswandel, der den dort gegebenen Lehren gerade nicht sehr entspricht, breit ausgemalt wäre. str. 10 entspinnt sich ein Dialog zwischen Sanct Peter und Christus, aus dem dann die Folgerung gezogen wird. IV, 24 theilt er den Brief des Papstes an Kaiser Rudolf in directer Rede mit (vgl. IV, 25), und IV, 11, worin er Maria als Fürsprecherin bei Gott anruft, sagt er derselben, wie sie bei ihrem Kinde für ihn bitten solle: vater, sun, heiliger geist dû bist, vergip dem sûnder sündec leben, vil sûezer Jêsu Krist. Manches Mal knüpft er an die Rede Anderer seine Belehrung an: str. IV, 4 Ich hoere dicke sprechen sô: „die habent sich abe getân der welte“; IV, 30 Si jehent, daz diu erge nie

enwünne milten muot. IV, 26 Si frâgent, wie der künec von Rôme Ruodolf mir behage.

Dieselbe Anschaulichkeit wird auch durch Personifikation erreicht, so spricht der Dichter an: die frô welt (str. IV, 3, 4, 5, 18), frô zuht und frô mâze (str. IV, 29), endlich das guot (str. IV, 38), personifiziert erscheint auch erge und schame (str. IV, 30).

Rhetorische Mittel sind ferner die Frage; Ausruf: das Lob des bairischen Hofes beginnt mit einem freudigen ah! I, 81, ent-rüstet ruft er I, 117: wie sint si lügener sô blint! Frohlockend IV, 325 Sît frô unt fröut iuch algemeine dirre saelekeit! IV, 49 ô wol dir, welt, ô wol dir hiute und iemer mêre wol! und klagend IV, 445 ô wê dir, sündelîchez guot. Auch rascher Einwurf belebt wie str. I, 8: Swer giht, der guot dur êre neme, daz sich der sêre sünde, nein, und in derselben Strophe auch: ez entuot.

Aus dem Streben nach Klarheit und Affect entspringt die bildliche Ausdrucksweise. Originalität weist dieselbe nicht immer auf, besonders in den religiösen Sprüchen treffen wir althergebrachte Bilder, auf die daher hier nicht näher einzugehen ist. Am bilderreichsten ist die Sprache in den Lobgedichten, welche überhaupt den grössten Schwung haben. Herzog Otto wird des kristentuomes êrenkleit, der staete ein herter adamant, ein wuocher-boum der saelekeit, balsemrebe, diu sich lât sô schône bernde vinden, genannt (III, 1); Herzog Heinrich ist alsam ein liniere sleht, ein spiegel klâr der tugende und sein Lob erglânzt vor dem Lobe anderer Fürsten, alsam der morgensterne vor den kleinen sternem var, (IV, 12); Friedrich von Beichlingen, der êren sage-raere, will der Dichter nicht ein spitzec lop, daz dünne ist, singen (II, 7), und den Reifenberger vergleicht er zeime ganzen êren boume, noch groezer wan ein cêderboum (IV, 37), den Lügner schilt er êrenschûr und schandenspiegel, dem Falschen droht er: din abent nahtet an dem lobe, din schelten wil sich morgen (II, 1) und an den edlen Mann, der gemächlich lebt, ist die Aufforderung gerichtet: klim an die hoehe, hôhiu fruht (I, 4); Treue und Wahrheit sind ein vil rîche wât, sie sind besser als Silber oder Gold (IV, 19), Missgunst und Untreue blecket sam daz kupfer durch daz golt, (IV, 40); die, welche auf Rath nicht hören, vergleicht er der Schlange, die das eine Ohr auf einen Stein legt und das andere mit ihrem Schweife verdeckt, damit sie den Lockton nicht

vernehme (IV, 32). Aehnlich wie bei Marner (I, 1) wird auch hier die Welt als gotes wundertal und zarter gotes garte, in dem got wunder wonders hât gewundert und erbûwen manec tiure wundersât, bezeichnet (IV, 2), der Verfall der Welt wird mit dem schmelzenden Schnee verglichen, (IV, 18).

Konnten wir den Sonnenburger nicht von Wortarmut freisprechen, so müssen wir ihm doch Darstellungs- und Kompositionsgabe zugestehen, freilich — und es ist natürlich — macht sich in den späteren Sprüchen, die durch ihren Inhalt auf vorgerücktes Alter deuten, nicht mehr jene lebendige Frische bemerkbar: der Ton ist meist ruhiger und auch auf Härten im Ausdruck stossen wir. Unbeholfen ist zum Beispiel der Schluss von str. III, 2, und str. IV, 10 hat der letzte beinahe losgelöste Vers das deutliche Gepräge eines Flickverses.

Zum Schlusse dieser Besprechung sei noch Einiges über den Strophenbau erwähnt. Wie Strauch für Marner ein architektonisches Prinzip in demselben nachgewiesen hat (p. 55 ff.), so können wir etwas Aehnliches auch beim Sonnenburger beobachten, und zwar zeigt sich dies Streben mehr in den früheren Tönen als im vierten. Schon äusserlich ist zu bemerken, dass selten ein Satz von einem Stollen auf den andern oder auf den Abgesang übergreift und so die drei Theile verbindet, meist erscheinen sie durch Abschluss desselben von einander getrennt; diese Gliederung erstreckt sich aber auch auf den Gedanken.

Ich werde mich nur auf einzelne Beispiele beschränken. Dreitheilung ist I, 9: 1. Gut geben ist nicht Sünde, da Gott gibt 2. er gibt allen Menschen 3. Aufzählung der Gaben, oder IV, 13: 1. Lüge erlaube ich drei Klassen von Leuten 2. diese sind der Arme, der Milde und die Liebenden 3. eine Gattung Volk weiss ich aber, das lüget ohne Scham; Fürst wehre dem. Ebenso zerfällt der Brief des Papstes in drei Theile (IV, 24): 1. Gruss 2. Grund, warum er früher Rudolf nicht König nannte 3. Einladung zur Weihe.

Zweitheilung finden wir I, 4: 1, 2. Gemach lähmt Thatkraft und bringt Unehre 3. daher sei männlich und kühn; I, 10: 1, 2. Christus hiess allen Bittenden geben 3. Folgerung: es ist nicht Sünde, wenn mir einer die erbetene Gabe mittheilt.

Mehr oder weniger tritt eine solche Gliederung des Gedankens in vielen Sprüchen hervor, nicht findet sie in jenen statt, wo das

betonte Wort am Beginne der Verse wiederholt wird (IV, 16, 18, 19, 20, 34, 38, 40); gerne legt der Dichter aber dann die Pointe des Gedankens oder die an eine Lehre geknüpfte Mahnung in den letzten Vers — übrigens ist dies auch in den anderen Strophen häufig der Fall, — IV, 16 mahnt er den Menschen an seine Vergänglichkeit und an sein Seelenheil zu denken: diu stûge diu ist worden breit, diu zuo der helle gât; IV, 20 handelt über die Milde, den Schluss bildet die Aufforderung: durch got sît milte, sost iu dort sîn himelrîch bereit, ebenso IV, 34: ir alten lâzet haz unt nît, sô habet ir rehtez leben, u. a.
